

Helga Peskoller

Freizeit als Leistung

am Beispiel Klettern, Wandern, Reisen und der Fitnessmaschine

*Die Logik ist zwar unerschütterlich,
aber einem Menschen, der leben will,
haltet sie nicht stand.*

Franz Kafka



Mit diesem Bild von einem Sturz und einem Zitat von Franz Kafka möchte ich anfangen und über den Körper zwei Kräfte – Vernunft und Leidenschaft – gewagt ins Spiel bringen.² Diese beiden Kräfte sollen im Folgenden auf unterschiedliche Weise in Beziehung gebracht, entkoppelt und aufs Neue verknotet werden mit dem Ziel, ein Verständnis von Leistung zu entwickeln, das im Unterschied zu Herbert Marcuse nicht am Knappheits- sondern in Anlehnung an George Bataille am Prinzip der Verschwendung ansetzt. Die Verlagerung der Aufmerksamkeit vom Mangel auf den Überschuss soll ermöglichen, die Ambivalenz von Leistung herauszuarbeiten.

Einleitung

Dieser Beitrag hat 5 Teile und sollte ursprünglich seinen Ausgang dort nehmen, wo Menschen sich in ihrer freien Zeit abhetzen und ihren Urlaub beispielsweise so gestalten, dass sie pausenlos von einem Ort zum anderen jagen. Auf der Suche nach empirischen Belegen

¹ Videostill aus „Bellavista“, Film 2002

² Vgl. Peskoller 2001 und 2007a

gelangte ich aber dann zu einem anderen Ausgangspunkt und deshalb beginne ich nun bei einer Tätigkeit, die zumindest in außeralpinen Gebieten als elitär gilt und ohne Zweifel mit einer besonderen Leistungsbereitschaft zu tun hat: Klettern. Dem Klettern folgt dann das Wandern und Reisen und enden tut das Ganze bei der Fitnessmaschine. Die Auswahl der Beispiele legt den Fokus also schwerpunktmäßig auf den Sport und diese Entscheidung geht zurück auf eine Freizeitstudie, die vor zehn Jahren in der Bundesrepublik durchgeführt wurde. Es handelt sich um eine Repräsentativbefragung von 3.000 Personen ab 14 Jahren, die zum Ergebnis kam, dass Free Climbing, River Rafting, Canyoning oder Bungee-Jumping sehr viel riskanter eingeschätzt werden als beispielweise eine feste private Beziehung eingehen, Familiengründung und Kinder, Heirat oder Job- und Berufswechsel.³

Dieses Ergebnis hat mich deshalb erstaunt, weil der Berg- und Extremsport nicht nur als riskanter eingestuft wurde, sondern weil man mit ihm sympathisierte und das umso mehr, über je weniger Erfahrungen der oder die Urteilende real verfügte. Das legt die Vermutung nahe, dass es eine große Sehnsucht nach einem „wildem Leben“ gibt, die möglicherweise deshalb so groß ist, weil man dessen Realisierung mit allen Mitteln zu verhindern weiß.⁴

Die Frage, was es mit diesem merkwürdig widersprüchlichen Sehnen auf sich hat und wie das mit dem Tagungsthema – *Kritik der Leistungsgesellschaft* – zusammenhängt, gibt untergründig den roten Faden ab. Dabei wird auf Körperpraktiken, Empirie und Theorie wie z.B. auf Blaise Pascals 136. Fragment, Dietmar Kampers Theorem der *Transhumanen Expansion* und auf den paradoxen Charakter grenzüberschreitender Erfahrung bei George Bataille zurückgegriffen. Damit ist der Bezugsrahmen abgesteckt, in dem ich mich bewege und gegen Ende auf ein Konzept von Muße hinbewege, deren Schwerezentrum um den Punkt kreist, wo das ambivalente Leistungsprinzip in ein ebensolches Lustprinzip umschlägt.

1. Klettern

Das erste Beispiel führt zu einer Wand in den Alpen, wo jeder Gams das Springen vergeht. Gemeint sind die Nordwände der Drei Zinnen, die in den Sextener Dolomiten/Südtirol stehen

³ Vgl. Opaschowski 2000, 35, aber auch 2008 und 1988 sowie eine Reihe von weiteren, hier teilweise nur berücksichtigten Freizeitstudien wie die von Hölzel 1991, Schmitz-Scherzer 1985, Agnelli 1998, Mehden 1998, Becker/Hofinger/Steinecke 2004, Bühl 2004, Schulze 2005, Faulstich 2006, Mandy 2007, Hassler 2008, Eurostat 2008, Harring 2010.

⁴ Damit in Zusammenhang steht die Phantasietätigkeit, die nicht – und damit schließe ich an Marcuse an – unter die Herrschaft des Realitätsprinzips gelangt, somit der Unterdrückung des Lustprinzips also den Rücken kehrt und auch nicht der Leistung durch Konkurrenz und produktive Effizienz verfällt, sondern sich der Dynamik des freien Falls überlässt und dadurch von einem real riskierten Leben befreit ist, stattdessen anhäuft, was man ungelebtes Lebens nennen kann und dadurch ein Archiv über das anlegt, das sich füllt mit leeren Befreiungen (vgl. Peskoller 2009).

und seit dem 26. Juni 2009 zum UNESCO-Weltnaturerbe zählen. Durch dieses Erbe bewegt sich ein Mensch namens Alexander Huber und die Route, die er zu seiner Fortbewegung wählt, weist den Schwierigkeitsgrad XI- auf, das ist knapp unterhalb des absoluten Leistungsmaximums, das derzeit bei XII liegt. Die Route hat einen Autor, sie wurde vorher also bereits begangen und trägt mit *Bellavista* auch einen Namen. Eine Szene aus der „Schönen Aussicht“ wurde eingangs gezeigt und, nun folgt eine zweite Sequenz, die, wie die erste auch, in einer stark verlangsamten Geschwindigkeit abgespielt wird, damit deutlicher zu sehen ist, was konkret geschieht.



Was ist geschehen? Die Hände suchten gekonnt nach einem Halt, aber dann fiel er doch ins Seil und baumelte über dem Abgrund, durchaus ästhetisch, aber nicht nur sicher, so ließe sich das Ganze zusammenfassen und fragen, was man da oben wohl sucht.⁵ Mit „da oben“ ist das Steinerne gemeint und das sei, so Hartmut Böhme auf die Theorie des Erhabenen bezogen, das „Menschenfremdeste“.⁶ Huber sucht oben nach etwas, das ihm selbst außerhalb, sprich zutiefst fremd erscheint und sich an einem Ort befindet, den Menschen nicht gemacht haben. Dennoch bewegt er sich inmitten dieser Fremdheit zunächst einmal souverän fort, achtsam, langsam und gut vorbereitet auch. Denn es soll ein Abenteuer werden. Abenteuer zeichnen sich, das hat Michael Nerlich überzeugend herausgearbeitet, durch eine Doppelstruktur aus, die einer perfekten Logistik folgt, um dann den Zufall bejahren und feiern zu können.⁷ Huber hat im Vorfeld sehr viel trainiert und er hat gelernt, sich zu mäßigen, zu kontrollieren und zu fokussieren, damit Körper, Geist und Seele zusammenarbeiten und wenn es darauf ankommt, auch und vor allem mit dem Unwägbareren und Plötzlichen zu recht kommen. Das ist nicht neu,

⁵ Vgl. Peskoller 1999, 21-48

⁶ Vgl. Böhme in Pries 1989

⁷ Vgl. Nerlich 1997

Huber reiht sich in eine Tradition ein, die spätestens 1170 einsetzt und damals zur Errettung des maroden Ritterstandes gedacht und anthropologisch begründet war.⁸ Folgt man Michael Nerlich, dann ist dieses Konzept von Abenteuer nicht nur bis heute wirksam, es hat sogar mehr als jede andere Denkform die Welt irreversibel in die Moderne verwandelt, was bislang viel zu wenig beachtet worden sei. Das Abenteuer, Klettern ist eine mögliche Ausprägung davon, gehört also zum verlorenen Selbstverständnis der Moderne, spornt unter dem Paradigma des *experimentalen Handelns* zu Hochleistungen an, und es soll mehr als bislang genutzt zur Erklärung der damit verbundenen fortwährenden Grenzüberschreitung beitragen können.

In den 1930er Jahren wendet sich der Philosoph und Schriftsteller George Bataille (1897-1962) der „inneren“ Erfahrungen der Grenzüberschreitung zu und entdeckt, dass diese zunächst durch ihre gewaltsamen Aspekte zu kennzeichnen sind, sprich durch ihre enge Verbindung zu Auflösung, Zerstörung und Tod. Zugleich stellt er die Entgrenzung und Dezentrierung der menschlichen Subjektivität in einen unlösbaren Zusammenhang mit intensiven, ekstatischen Erlebnissen von „Souveränität“ und Freiheit, die den einzelnen als ein mit sich selbst identisches Wesen in die gesamte Welt integrieren soll,⁹ er schreibt -

„Wir sind diskontinuierliche Wesen, Individuen, die getrennt voneinander in einem unbegreiflichen Abenteuer sterben, aber wir haben Sehnsucht nach der verlorenen Kontinuität. Wir ertragen die Situation nur schwer, die uns an eine Zufalls-Individualität fesselt, an die vergängliche Individualität, die wir sind. In der gleichen Zeit, in der wir das geängstigste Verlangen nach der Dauer des Vergänglichen hegen, sind wir von der Vorstellung einer ursprünglichen Kontinuität besessen, die uns ganz allgemein mit dem Sein verbindet.“¹⁰

- und weiter:

„Es gibt einen Bereich, in dem der Tod nicht bloßes Verschwinden bedeutet, sondern jenen unerträglichen Aufruhr, in dem wir gegen unseren Willen verschwinden, während wir um jeden Preis nicht verschwinden sollten. Gerade dieses um jeden Preis, dieses gegen unseren Willen zeichnet den Augenblick der äußersten Lust und der nicht benennbaren, aber wunderbaren Ekstase aus. Wenn es nichts gäbe, das uns überschreitet, das um keinen Preis eintreten dürfte, erreichten wir nie den Augenblick, in dem wir von Sinnen sind, den wir mit allen unseren Kräften Anstreben und gegen den wir uns zugleich mit allen Kräften wehren.“¹¹

⁸ Mensch ist, wer zu Abenteuern auszieht und aufbricht, hieß es damals, zu einer Zeit, in der mit dem Begriff der *aventure* der handelnde Menschen des 12. und 13. Jahrhunderts seine Existenz zum ersten Mal grundsätzlich vom Wagnis, vom Lebensexperiment aus denkt, das sich auf Plan und Zufall gründet. Damit in Zusammenhang stehen die Preisgabe des Vertrauten, das Kennenlernen des Fremden, die Überschreitung kultureller Horizonte und die Annahme des Zufällig-Risikohaften als wesentliche Tätigkeit.

⁹ Vgl. Wiechens 1995, 67

¹⁰ Bataille 1994, 17f.

¹¹ Bataille 1977, 59

Für Bataille treten Momente äußerster Lust dort ein, wo Individuen in einen unerträglichen Aufruhr geraten, der deshalb entsteht, weil sie gegen ihren Willen verschwinden, während sie um jeden Preis nicht verschwinden sollten. Diesen zerreißenen Zustand begründet er damit, dass Menschen diskontinuierliche Wesen sind, voneinander getrennt, aber sich als Individuen nach der verlorenen Kontinuität sehnen. Die Sehnsucht nach der verlorenen Kontinuität kann zu Grenzüberschreitungen führen, die Bataille anthropologisch begründet hat, was das Verstehen nicht nur erleichtert, aber ein Licht auf die existentielle Dimension dieser Grenzerfahrungen wirft. Kehren wir zu unserem Beispiel zurück: Beim Klettern wäre die Zeit knapp vor dem Stürzen, vermutlich aber auch der Sturz Momente der Grenzüberschreitung, die im alpinen Gelände um jeden Preis vermieden werden sollen; was sich Alexander Huber aber vorgenommen hat, läuft unweigerlich darauf hinaus. In dem Moment, wo das Stürzen nicht mehr vermeidbar ist, taucht jäh und unhintergebar jene Gefahr für Leib und Leben auf, die gleich dreimal mit der Kontinuität bricht, nämlich in Form der materiellen Verbindung zur Wand als Ding, die für das Fortkommen unverzichtbar ist, in Form des Selbstbezugs, der hier stärker als sonst über den Körper konstituiert und von ihm dominiert ist und schließlich in Form jener imaginären Zeitgenossenschaft mit den anderen, die sich zwar nicht in der Wand befinden und abwesend sind, zu denen aber ein Gefühl der Zugehörigkeit und Nähe, der Verantwortung und Verpflichtung besteht. All das wäre spätestens im Augenblick des Sturzes in Gefahr gebracht und dadurch erinnert, auf- und wachgerufen, intensiviert.

An dieser Stelle möchte ich hier nicht mehr weiter ins Detail gehen, nur darauf hinweisen, dass nach dem Stürzen mit Seil weiter gemacht werden muss, weil dort, wo man sich vorfindet, keine Bleibe ist. Das wiederum tangiert den Kerngedanken eines Konzepts, das Dietmar Kamper Ende der 1980er Jahre ausgearbeitet hat, er schreibt: „Indem die Menschen etwas tun, was sie wollen, tun sie zugleich etwas, was sie nicht wollen“. Die entscheidende Wahrheit über den gegenwärtigen Menschen bestehe folglich darin, „dass eine Ereigniskette, vor der alle Angst haben, nicht unterbrochen werden kann.“ Konkret bedeutet das wider besseres Wissen weiter zu machen oder weiter machen zu müssen und dabei die Errungenschaften der Zivilisation auszulöschen. Denn in den Prozess der Zivilisation, so Kamper weiter, habe eine „externe Logik eingegriffen, um ein Begehren zu konstituieren, das sich verausgabt und schließlich jene Kräfte wachsen lässt, welche die *transhumane Expansion* betreiben“. Was erklärt werden müsse, sagt Kamper, ist, „die menschliche Anfälligkeit für ein anonymes, automatisches Geschehen, das unterschwellige Einverständnis mit dem Verlust des ‚Humanen‘, die stillschweigende Entscheidung für eine Karriere des ‚Un-Menschlichen‘, die

letztlich auch den, der dafür ist, in Mitleidenschaft zieht und vernichtet.“¹² Kampers Zeitdiagnose könnte sich am Extremsport orientiert haben, denn ein Jahr zuvor erschien ein kurzer Artikel, wo er den Extremsport als Vorreiter einer Entwicklung, die mit dem Tod des Subjekts unfreiwillig ernst macht und dadurch den Extrem- zum Normalfall werden sieht; zehn Jahre später schlägt er dann in seinem Aufsatz „Ultra“ einen Ausweg vor, der verkürzt darin besteht, nicht *über* den Körper, sondern *körperlich* zu denken und wie Nietzsche gegen Ende seines Lebens ein freundschaftliches Verhältnis zu seinen Organen zu entwickeln.¹³ Dieser Rück(be)zug auf den Körper, der im letzten nicht getrennt, also ungeteilt bleiben muss, um lebendig sein zu können, klingt versöhnlich, weist aber auch darauf hin, dass dort, wo die Körper wie beim Extremsport derart bestimmend sind, etwas ins Spiel gebracht wird, über das wir nicht verfügen. Ungeklärt ist, wie diese prinzipielle Unverfügbarkeit mit jener externen Logik zusammenhängt, die nach Kamper so eingreift, dass ein Begehren konstituiert wird, das sich verausgibt und jene Kräfte wachsen lässt, die die *transhumane Expansion* betreiben. Es liegt nahe zu vermuten, dass es am Begehren selbst liegen könnte, das ungeachtet dessen, worauf es sich gerade richtet, einer ihm innewohnenden Logik, Struktur und Dynamik der Grenzüberschreitung folgt.

2. Wandern

Körperlich zu denken empfiehlt sich nicht nur beim Klettern, sondern auch schon vorher, beim Wandern beispielsweise. Auch hier muss man bei der Sache sein und seine Gedanken zügeln, denn 2009 haben in Tirol die Unfälle, die durch Stolpern verursacht waren, zum ersten Mal jene überholt, die auf Herz-Kreislauf-Probleme zurück zu führen sind. Dabei ist Wandern verglichen mit Klettern oder Reisen einfach, vorausgesetzt man kann gehen und sich einigermaßen orientieren. Weniger geschaffen scheint das Wandern allerdings dafür zu sein, was Gerhard Schulze die „Erlebnisgesellschaft“ nennt, in der der Einzelne bestrebt ist, zu möglichst viel Genuss zu gelangen und dabei auf Solidarität, Anstrengung, Geduld und Askese verzichtet. Wandern ist auf keinen Fall so spektakulär wie Klettern aber ähnlich wenig konsumorientiert, eher unscheinbar also und nicht teuer, vorausgesetzt man reist um einpaar

¹² Vgl. Kamper 1989, 51

¹³ Der Körper gilt als erste und letzte Instanz für menschliche Selbstvergewisserungen. Aber durch die Überschreitung aller Grenzen wurde eine Grenzenlosigkeit herbeigeführt, die gegen die ursprüngliche Intention nun nur noch Unterschiedslosigkeit erzeugt und die Leitdifferenzen aufhebt. Der Körper, den man zeitlebens nie ganz los wird, kann als die letzte Bastion gegen diese Indifferenz und das Nebelhafte der Unerkennbarkeit betrachtet werden. Dieser Körper ist aber keinesfalls das, was die Naturwissenschaften oder die technische Medizin aus ihm gemacht haben, nämlich eine Leiche.

Tage wandern zu können nicht schon um die halbe Welt. Die Ausrüstungsgegenstände, die man zum Wandern unbedingt braucht, sind überschaubar und vergleichsweise zum Schifahren günstig, langlebig auch. Ein guter Wanderschuh z.B. hält schon einmal 800 Kilometer und ein Mittelklasserucksack überdauert gut 7 Jahre; alles andere kommt mehr oder weniger auf die Füße an.

Schenkt man den aktuellen Ergebnissen der Freizeitforscher Beachtung, befindet sich Wandern auf der Überholspur und es verbindet die Geschlechter. Im Unterschied zu Fußball, Tennis, Schifahren oder Gymnastik sollen Frauen wie Männer gleichermaßen diese Lust am Wandern teilen.¹⁴ Inzwischen geben 70% der Österreicher und Österreicherinnen an, diese Sportart mehr oder weniger regelmäßig auszuüben,¹⁵ wodurch das Wandern die Hitliste der Lieblingssportarten anführt und seit 2003 dem Radfahren den ersten Rang abgelaufen hat, während Schwimmen vom 3. auf den 5. Platz zurück gefallen oder Laufen vom 8. auf den 4. Platz aufgerückt ist.¹⁶ Anders schaut die Verteilung bei den 15- bis 24 Jährigen aus, da hat Fernsehen mit 84%, Zeitung lesen mit 66% oder Rumhängen bzw. Nichtstun mit 65% eine größere Bedeutung als regelmäßiges Sporttreiben (39%).¹⁷

Wandern, das verrät das etymologische Wörterbuch, wandelt und es arbeitet im Maßstab von 1:1, sodass die Dinge bleiben wo und auch wie sie sind.¹⁸ Man macht sie weder größer noch kleiner, gestaltet sie nicht aus oder um und nimmt sie normalerweise auch nicht mit, wegen des Gewichts. Denn mitnehmen bedeutet mittragen und das ist mühsam. Alles, was man für den Wanderalltag braucht, trägt man auf dem eigenen Rücken. Dadurch verteilt sich das Gewicht und die Hände bleiben frei, um sich auch einmal zu anzuhalten oder abzustützen zu können. Was in den Rucksack gehört, hängt von der Wegstrecke, Dauer, Routine und dem Anspruch auf Komfort und Sicherheit ab. Ist man wie z. B. beim Weitwandern wochenlang unterwegs, verzichtet man gern einwenig auf beides, Komfort und Sicherheit, denn das Gewicht von gut 10 Kilo drückt auf das Kreuz und die Knie und das spürt man insbesondere beim Absteigen. Obwohl der Körper plastisch und elastisch ist, braucht er normalerweise doch zwei bis drei Tage, um sich an diese Belastungen zu gewöhnen, die Kräfte einteilen und mit ihnen haushalten zu können.

Was beim Wandern jedoch nicht mitgeführt wird, ist jenes Möbel, das den neuzeitlichen Menschen tiefgreifend umgeformt hat, gemeint ist der allgegenwärtige Stuhl. Er bleibt zuhause, denn Wandern heißt aufbrechen und unterwegs sein, zwar nicht rasch, aber stetig

¹⁴ Vgl. Zellmann/Opaschowski 2005, 265

¹⁵ Vgl. ebd.

¹⁶ Vgl. Zellmann/Opaschowski 2005, 266

¹⁷ Vgl. ebd. 264

¹⁸ Vgl. Peskoller 2007b

und wenn man sitzt, dann selten zweifach abgewinkelt wie auf den Stühlen, sondern nur so hingehockt, auf dem Rucksack, auf einer von der Sonne angewärmten Steinplatte oder einem Graspösterchen. Hocken, rasten und schauen, wie viel Weg schon hinter einem liegt und was noch zu tun ist, wenn sich im Gehen der Weg unter die Füße schiebt.

Von Leroi-Gourhan wissen wir, dass der Fortschritt weniger von den Händen als von den Füßen abhängt. Denn der aufrechte Gang soll sich nach dem Ur-Sprung von den Bäumen in die Savanne zunächst über die Umformung der Füße herausgebildet haben.¹⁹ Die Füße müssen die Aufrichtung und den aufrechten Gang bewerkstelligen und dass das nicht einfach ist, weiß jedes Kind. Die Neurobiologen wissen das inzwischen auch, denn für sie gehört Gehen zu lernen zur Kategorie Schwerstarbeit. Erst nach durchschnittlich 49 Tage, das zeigen ihre bunten Bilder, beruhigt sich das Erregungsmuster der Muskeln eines Kleinkindes, das die ersten freien Schritte wagt.²⁰ Wovon die Neurobiologen aber nicht sprechen, ist, dass unser Körpergedächtnis möglicherweise doch noch etwas von diesem ersten wirren Durcheinander, als man gehen lernte und dann nicht mehr krabbeln konnte oder auch wollte, aufbewahrt. Walter Benjamin schrieb in den Erinnerungen an seine Berliner Kindheit:

*„So mag manch einer träumen, wie er das Gehen gelernt hat.
Doch das hilft ihm nichts. Nun kann er gehen, gehen lernen nie mehr“.*²¹

Wandern setzt sicheres Gehen voraus, vollzieht sich langsam und kann zum Erlebnis werden, in dem es die Seele sättigt, zwar nicht auf Bestellung und auch nicht mit einem Schlag oder auf Dauer gestellt, aber nach und nach und beinahe unmerklich. Anfang des 19. Jahrhunderts hat Johann Gottfried Seumes peripatetisches Manifest den menschlichen Schritt sogar zum Prüfstein und Charakteristikum des „Humanen“ erklärt und bis heute fällt es den Robotern immer noch schwerer, fließend zu gehen als zu sprechen.²²

Die Leistung beim Wandern besteht u.a. darin, mit wenig Mittel sich in eine, verglichen mit dem Klettern extensive Form des Vorankommens einzuüben, in einem Gelände, das eine hohe Variabilität erfordert und das im Stolpern daran erinnert, was einst zu erlernen war, damals, als man sich auf wackeligen Beinchen sich in eine neue Selbstständigkeit aufgemacht hat, in ein Durcheinander im Kopf geriet, ohne deshalb schon aufzuhören mit dem Weitermachen.

3. Reisen

¹⁹ Vgl. Leroi-Gourhan 1984, 227

²⁰ Vgl. Bachmann 1999, 26

²¹ Benjamin 1975, 86

²² Vgl. Giersch 1984, 261

geht in der Regel rascher als Gehen, Wandern oder Klettern vor sich, das Erleben und Abenteuer spielt aber auch hier eine Rolle, wenn nicht unbedingt die wichtigste, denn laut Statistik steht derzeit der Wunsch nach Sicherheit an oberster Stelle. So gibt z.B. ein Drittel der deutschen Urlauber und Urlauberinnen an, nur ein Reiseziel auszuwählen, das nicht durch terroristische Anschläge bedroht ist, 46% informieren sich genauestens über die Gesundheitsrisiken und 34 % über mögliche Naturkatastrophen bevor sie sich entscheiden. Außerdem plant man den Urlaub lange voraus und möchte nicht nur im Vorfeld, sondern auch während der Reise abgesichert sein. Die größten Befürchtungen sind, am Ferienort zu erkranken, 45% haben Angst, bestohlen zu werden und 26% fürchten sich vor Autopannen.

Bereits ein erster flüchtiger Blick auf die Kulturgeschichte des Reisens zeigt, dass diese Befürchtungen nicht ungewöhnlich oder neu sind, die ganze Antike hindurch bis weit in das Mittelalter hinein galt nämlich, dass Reisen gefährlich ist und nach Möglichkeit vermieden werden soll. Musste man doch reisen, weil man z.B. zu viele Sünden auf sich geladen hat, dann dauerte so eine Pilgerreise Monate bis Jahre und war in der Regel mit erheblichen körperlichen Strapazen und Risiken verbunden, die man für den Gewinn des Seelenheils auf sich nahm.²³ Aber nicht nur als Pilger, sondern auch als Kaufmann war man unterwegs, um seine Geschäfte voranzutreiben, da die Handelspartner und Märkte sich meistens in der Ferne befanden und man sich deshalb über unsichere Straßen, unwegsame Pfade sowie durch Wälder und Sümpfe auf den Weg machen musste und sich Kälte, Hitze, Stürme oder Piraten aussetzen hatte, wobei diese Wege den großen Handelsrouten folgten, die Europa seit der Antike erschließen. Und war man erholungsbedürftig oder auch krank, dann musste man ins Bad an einen Badeort an der See oder auch in den Bergen. Aber auch diese Wege waren lästig und unangenehm, da man nur ankommen und sich erholen wollte, die Fahrt zum Bad oder zu den Bergen hatte keinen Eigenwert. Das wird sich spätestens seit der *Bildungsreise* als einer speziellen Veranstaltung des 19. Jahrhunderts ändern. Ihre Vorläufer waren die Humanisten des 16. Jahrhunderts, die als Gelehrte reisten, um Erfahrungen zu machen und praktische Bildung zu erwerben oder sich Fremdes anzuschauen. Dazu kamen die jungen Adligen, die seit dem 17. Jahrhundert zu ihrer obligatorischen *Grand Tour* aufbrachen, die sie auf relativ festen Routen von England oder Deutschland in den Süden führte. Wobei man selten allein reiste, sondern Hauslehrer, Diener, Köche und Ärzte mitnahm. Von den Vätern gut ausgestattet und vorbereitet, sollte auf diesen Reisen allerhand gelernt werden wie beispielsweise mit nicht konstanten oder kalkulierbaren Bedingungen mit Bediensteten umzugehen ist, wie mit zwar großzügigen, dennoch begrenzten Geldmitteln das Auslangen findet, wie man Einblicke in

²³ Vgl. Peskoller 1999, 58ff.

fremde Länder und Sprachen sowie in die politischen, sozialen und administrativen Verhältnisse anderer Staaten erlangen oder auch Freunde und Bekannte in wichtigen Ämtern besuchen und Netzwerke knüpfen konnte.

Die Tipps und Tricks für die frühen und späten Bildungsreisenden lauteten daher: Bereite dich gut vor, reise langsam und hetze nicht, betreibe Muße aber nicht Müßiggang, sei bescheiden, verliebe dich ein bisschen, achte auf die Seele und vor allem eines: Kehre wieder zurück.²⁴

So sinnvoll und überzeugend diese Tipps auch sind, den heutigen Reisegewohnheiten und Ressourcen scheinen sie doch etwas zuwider zu laufen, denn gegenwärtig bestimmen primär die Kosten das Reiseziel. So soll jährlich bei ca. 70% der UrlauberInnen durchschnittlich zwischen 2.500 und 1.000 Euro pro Haushalt ausgegeben werden, zudem verreist man inzwischen öfter, jedoch kürzer, hat also wenig Zeit für Langsamkeit oder die Muße. Was die Bescheidenheit oder auch die Rückkehr betrifft, fand ich darüber keine verlässlichen Angaben, aber gehe davon aus, dass –freiwillig oder unfreiwillig, mit oder ohne Verliebtheit – schlussendlich die meisten wieder nach Hause kommen, bestenfalls so, wie sie es sich vorher vorgestellt und gewünscht haben, nämlich ausgeruht, weil man ein Buch gelesen und Freunde getroffen hat.

Ginge es nach Blaise Pascal, hätte man dafür aber erst gar nicht verreisen müssen, denn der Grund für all unser Unglück, schreibt er im langen Fragment 136 der *Pensées*, bestehe darin, „nicht ruhig in einem Zimmer bleiben zu können“. Dieses Unvermögen glaubt er in der „Lage des Menschen“ entdecken zu können, die er mit den Begriffen: Unbeständigkeit, Langeweile und Ruhelosigkeit zusammenfasst, um dann eine Anthropologie des Elends und der Zerstreuung zu entwickeln, in der auch die Eitelkeit eine nicht unwesentliche Rolle spielt.

Reisen, so könnte man resümieren, ändert seine Gewohnheiten, war und ist nach wie vor mit allerlei Strapazen und Gefahren verbunden, wobei mit der Rückkehr gerechnet wird, man voraus plant, sich sorgt und Vorsorge trifft. Ist man dann aber endlich unterwegs, bleibt man auf den Transport angewiesen, der dem Reisenden die durch Fußläufigkeit zu erbringende Eigenleistung weitgehend abnimmt und erspart. Die Leistung, die er und sie zu erbringen hat, bezieht sich auf die Zahlbarkeit der Transportmittel und -maschinen, einschließlich der Unterkünfte und darauf, sich all dem anzuvertrauen, damit die Reise sich nicht zum Albtraum oder zur Flucht verkehrt.

²⁴ Vgl. Bilstein 2009

4. *Fitnessmaschine*

Fit zu werden und bleiben ist, um noch einmal Pascal zu zitieren, sogar im eigenen Zimmer möglich, denn die Fitnessmaschinen sind multifunktional, effizient und inzwischen raumsparend und handlich geworden, man denke an die Mini-Trimmer, Swing Sticks und die vielen anderen Muskelstimulationsgeräte.

Ob zuhause oder auswärts im Studio, so harmlos, wie es aussieht, ist es mit der Fitnessarbeit aber nicht, da sie eine Reihe von Vorannahmen über den Haufen wirft. Man sieht Menschen bei harter körperlicher Arbeit schwitzen, wofür sie keinen materiellen Lohn erhalten, im Gegenteil, sie bezahlen sogar dafür, dass sie schuften dürfen. Damit wird das Verhältnis zwischen Produktion und Konsumtion auf den Kopf gestellt, sprich die Arbeit an der Maschine als Produktionsmittel wird zur Konsumtion, für die man andere entlohnt und alles spielt sich in der Freizeit ab, die selbst aber nicht mehr reproduktiv ist.

Mit der Fitnessmaschine wird es kompliziert: Sie erzeugt keine Produkte, nur neue Formen für den eigenen Körper und produziert unendlich viele physiologische Daten. Diese können auf geeichten Skalen abgelesen werden und weisen die persönliche Leistung aus, die es beständig zu kontrollieren und zu verbessern gilt. Wobei es nur selten um sportive Rekorde geht, denn an der Fitnessmaschine ertüchtigt man sich nicht für etwas, sondern der Prozess steht für die Sache und die Person selbst.²⁵

Auch die Fitnessmaschine hat ihre Vorläufer und diese hängen mit der Geschichte des Sports zusammen,²⁶ wobei ich mich hier nur auf deren Grundstruktur beschränken möchte, die streng

²⁵ Vgl. Eichberg 1998, 459

²⁶ Diese lange Geschichte hat seine Wurzeln im Kult und seinem Opfer, in der Jagd und dem Krieg, der Selbstsorge und den Diätetiken der Antike sowie in der Tradition der christlichen Askese bis hin zur Mystik und ihren Methoden der Selbstgeißelung, aber auch im Spiel, das für Platon mit dem Sprung anhebt sowie in der Entdeckung der Schönheit des Körpers zu Dürers Zeiten, die das Sinnlich-Schöne in Einklang mit der Arithmetik und den Elementen der Geometrie bringt. Darüber hinaus gab es in der frühen Neuzeit noch ein anderes Motto: „Das Leben – ein Fest!“ Schlemmen und Besäufnisse übelster Art wurden mit Reiterspielen, Schwerttänzen, Kübel- und Fischerstechen verbunden und zeichneten das Leben an den Höfen aus, welches zum Leitbild für die sozial niederen Gruppen wurde. Und in diese Zeit fällt auch die Idee des Jungbrunnens als Erneuerungsbad, von dem man sich eine wundersame Regenerierung erhoffte. Der Jungbrunnen verjüngt, er befähigt zur Liebe und er galt zugleich als Narrenbrunnen. Denn wer ewig jung bleiben will, hieß es, muss darauf achten, nicht allzu weise zu werden, sondern dumm zu bleiben. Weil Schönheit der Torheit bedarf und diese erträumt unentwegt das Schlaraffenland. Diese Erotik der Unterbrechung währte nicht lange und bald machten sich neue Ordnungsmächte ans Werk mit dem Ziel, den zivilisierten Menschen an einen vernünftigen, nutzbringenden Lebensstil zu orientieren. Die Zähmung der Menschen durch Drill und Dressur setzte ein und mithin eine beschleunigte Umerziehung von Körper und Geist. Die Remodellierung nach einem Lebensideal reichte von der schönen Tischzucht über die Tanzstunde und das Fechten bis hin zu Schule und Militär, Arbeitslager und Zuchthaus. Für die Verinnerlichung und Vereinheitlichung des Verhaltens war die Formierung und Ökonomisierung der Bewegung ausschlaggebend. Was man erzielen wollte, war die Besserung des Menschen und zwar durch Serialisierung, Affektkontrolle und Triebverzicht. Das

genommen darin besteht, menschliche Energie aus freien Stücke, hoch bezahlt zu verausgaben und gerade dadurch Sinn zu stiften. Die Sinnstiftung beruht auf einer Tätigkeit, die aproduktiv ist und dadurch einen anderen Zugang zur Bedeutung von Arbeit, Freizeit, Produktivität, Leistung, Nützlichkeit und (Selbst-) Verschwendung provoziert. Man könnte noch weiter gehen und sagen, dass die Leistungssteigerung durch Fitnessmaschinen an die Entwicklung eines Begehrens gekoppelt ist, das sich auf die Datenproduktion und -kontrolle richtet und daraus mindestens so viel Lust gewinnt wie durch den Verbrauch und Verschleiß der eigenen Kräfte und der damit verbundenen Körpermodellierung.

5. Resümee

Die aproduktive Fitnessmaschine gab den Anstoß, über das Verhältnis von Arbeit und Freizeit bzw. Produktion, Konsumption und Rekreation nachzudenken. Denn als sich Anfang der 1980er Jahre die Freizeitpädagogik zu etablieren begann, wurde heftig über folgende zwei Thesen diskutiert: Die eine besagt, dass in die Freizeit verlängert wird, was man auch bei der Arbeit tut und die andere ging davon aus, dass Freizeit als Gegenwelt fungiert, in der all das gemacht wird, was in der Arbeit ausgeschlossen bleibt. Heute, dreißig Jahre später hört man

Erziehungsmittel zur Selbstbeziehung war nun nicht mehr so sehr physischer, als vielmehr psychischer Natur. Mit dem Zugriff auf die Seele war schließlich der ultimative Ansatzpunkt zur Erneuerung des Menschen gefunden, denn allein die Seele scheint grenzenlos formbar zu sein.

Die Universalisierung der Arbeitsnatur des Menschen als auch die Kenntnis seiner Anatomie, sprich der menschlichen Innenansicht, die seit Ende des 15. Jahrhunderts eng mit der Entwicklung der Kunst und der Naturwissenschaft verbunden ist, setzen weitere Impulse zum Aufschwung dessen, was später als Sport bezeichnet werden wird. Der Begriff Sport ist allerdings sehr jung, er taucht erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „Wettkampf betriebene körperliche Ertüchtigung oder Körperübung“ auf, was allerdings nur seine Oberfläche beschreibt, die Wurzeln, das wurde skizziert, reichen sehr viel tiefer bzw. weiter zurück. Das Wort Sport stammt übrigens vom älteren „disport“ ab und bedeutet „Kurzweil, Zeitvertreib, Vergnügen, Unterhaltung und Ausgelasse sein“. Vor dem englischen Verb gab es das altfranzösische „soi desporter“ mit denselben Bedeutungen, wobei noch eine hinzuzufügen wäre, nämlich die des „sich Benehmens“. Das Französische führt seinerseits auf das Lateinische „deportare“ zurück, was „wegbringen, wegtragen, fortschaffen“ meint und dann, etwas später, auch „belustigen, amüsieren und seine Aufmerksamkeit von etwas ablenken“. Die Etymologie soll die Vielgestaltigkeit des opaken Gefüges Sport erinnern und auf zwei gegenläufige Tendenzen hinweisen: Derzeit geht es sowohl um eine Ausdifferenzierung von Funktionen unter der Dominanz von Leistung als auch um die Entdifferenzierung oder Hybridisierung von Sport und Arbeit durch neue Fusionen wie Zirkus, Theater, Show und Unterhaltung, d.h. Sportveranstaltungen ohne jeden Spaß oder Entspannung sind schwer vorstellbar. Kehren wir zum ersten Beispiel, der Fitnessmaschine zurück, ergibt sich das folgende Bild: Die sportive Leistungsmessung über die Stoppuhr, die bisher unerwähnt blieb, 1730 erstmals bei einem englischen Pferderennen, dem bald die Wettläufe von Menschen folgen, zum Einsatz kam, 70 Jahre später das deutsche Turnen und dann international dominiert, diese Stoppuhr hat also nicht nur den Sport, sondern seit 1900 auch die Industriearbeit revolutioniert (Stichwort Taylorismus). Über die Zeitmessung und Herstellung weiterer Daten wie Herzschlag, Pulsfrequenz, Schrittfolge und Fettverbrennung definiert sich die Fitnessmaschine. Sie hat ihre Vorfahren in Schaukelpferd und Stubenwagen, Drehbrett, Reit- und Wippmaschine und wurde parallel zur Stoppuhr konstruiert, die seit 1735 von Ärzten im Sinne der Aufklärung zum medizinischen, therapeutischen und prophylaktischen Gebrauch eingesetzt wurde. Kurzum, Zeitmessung und medizinisch-pädagogische Konstruktionen zur Gesundheitsförderung und Körperschulung trugen spätestens seit dem 18. Jahrhundert wesentlich dazu bei, einen neuen Typus des Körper-Maschine-Menschen herauszubilden und er ist die Voraussetzung für die zugespitzte Form der Fitnessmaschine (vgl. Eichberg 1998).

vermehrt Stimmen, die behaupten, dass die Freizeit gar keine echte Alternative zur Arbeit darstellen kann, weil sie immer schon in den Konnex von Produktion und Konsum eingespannt ist. Daher erweist sie sich nicht als eine Befreiung von der Zeit der Ökonomie, sondern lediglich als eine andere Form der Arbeit. Auch und insbesondere in der Freizeit geht es um Wachstumsraten und Kapitalerhöhung, sei es in Form des ökonomischen, des sozialen, des symbolischen oder des kulturellen Kapitals. Aus diesem Grund aber auch aus Gründen massenhafter Freisetzung aus Arbeitsverhältnissen wird heute nach einem Jenseits von Freizeit und Arbeit gesucht und dieses Jenseits in der fast schon vergessenen Muße gefunden, die ein Freisein von Geschäften und ökonomischen Tätigkeiten bedeutet. Als ein, so wird es in der Einleitung des Paragrana-Bandes zum Thema *Muße* beschrieben, merkwürdiger Zustand zwischen Aktivität und Passivität, geht die Muße mit einer Distanz zum gelebten Leben einher, auch mit einem Abstandnehmen von den Sorgen des Alltags, mit einer kontemplativen Versenkung in die Gegenstände, mit einem interesselosen Wohlgefallen, das uns die Welt, die anderen und uns selbst in einem neuen Licht erscheinen lässt. Wobei man sich die Muße als Abwesenheit von Arbeit, aber nicht als Abwesenheit von Tätigkeit, sondern als tätige Untätigkeit, als distanzierteres Engagement vorzustellen habe. So gesehen ist Muße eine Auszeit, ohne dass die Zeit in ihr zum Stillstand käme, sie ist Nicht - Tun, ohne dass das Unterlassen jegliche Aktivität aufhobe, ein ästhetischer Zustand also, ohne in Ästhetik aufzugehen. Der Muße geht es nicht um die Wahrheit, auch nicht um den Nutzen, das Begehren oder das Gute, sondern um eine spielerische Gelassenheit, das Glück, wenn man so will und die Schönheit, kurzum, um die Möglichkeit, etwas *anderes* zu tun.²⁷

Die Frage, wie so eine Muße herstellbar und zu demokratisieren wäre, beantwortet der Wiener Philosoph Konrad Paul Liesmann wiederholt mit der Idee einer Entkoppelung von Lebenseinkommen, Lebenssicherung, soziale Standards, Wertschätzung von kommunikativen und gemeinschaftlichen Tätigkeiten auf der einen Seite und Arbeit, Arbeitseinkommen, Erwerbstätigkeit, Kapitalgewinne, Produktivität von mehr oder weniger notwendigen Gebrauchsgütern auf der anderen Seite. Diese Entkoppelung erscheint als die einzige ökonomische und soziale Voraussetzung dafür, tatsächlich einen Boden zu finden, auf dem wir ein anderes Verhältnis zur Arbeit u n d zur Freizeit gewinnen können, das eben nicht nach dem Modell von Arbeit konfiguriert ist.²⁸

Dieser Auffassung möchte ich mich anschließen unter der Voraussetzung, dass der traditionellen Form politischer Ökonomie, verstanden als eine „Kunst, mit geringen Kräften große Wirkungen hervorzubringen“ etwas entgegen gestellt wird, das George Bataille die

²⁷ Vgl. Wulf/Zirfas 2007, 9

²⁸ Vgl. Liesmann 2002, 239; vgl. auch Peskoller 2007c

*unproduktive Verausgabung, den Verlust, die Verschwendung oder Verzehrung*²⁹ nennt und zur Basis einer nicht begrenzten, sondern *Allgemeinen Ökonomie* erhoben hat, wonach das Produktive aus dem Unproduktiven hervorgeht und nicht umgekehrt.³⁰

Um diese Voraussetzung zu stärken, wurden die Beispiele gewählt und entfaltet: Klettern kann nur, wer über die Maßen sich verausgabt, wobei an den Wänden nicht verschwendet wird, was man hat, sondern wer man ist. Ähnlich, aber milder geht es beim Wandern zu, während Reisen – wegen des Transports – etwas anders gelagert ist und was die Fitnessmaschine betrifft, wurde sie als das zugespitzte Modell für eine Selbstverschwendung vorgeführt, die unsere Vorstellung über das Verhältnis von Arbeit und Freizeit auf den Kopf stellt, dafür das eigene Zimmer nicht verlassen muss, was aber nicht schon Glück bedeutet. Im Unterschied dazu hat sich beim alpinen Klettern, dem Wandern und Reisen etwas ins Spiel gebracht, über das zwar nicht explizit gesprochen wurde, was für Gernot Böhme aber zu den wichtigsten Aufgaben des 21. Jahrhunderts zählt, nämlich die Auseinandersetzung mit der Natur, die wir selbst sind und mit einer Natur, die wir nicht selbst sind.³¹ Sich dieser Auseinandersetzung offensiv zu stellen, sehe ich als eine Möglichkeit, dem verhängnisvollen Automatismus, wie er im Theorem der *Transhumanen Expansion* beschrieben wurde, zumindest punktuell entgegen zu treten und zwar nicht ohne oder gegen, sondern entschieden mit dem eigenen Körper, der Erfahrungen der Ent- und Begrenzung macht.

Verbindet man nun all das mit der Ausgangsfrage, die der merkwürdig paradoxen Sehnsucht nach dem „wildem Leben“ nachgehen wollte, das mit allen Mittel zu verhindern gesucht wird, taucht noch etwas aus: Die Phantasie, die dieses ersehnte wie verhinderte Leben ausgestaltet, aber eben auch die Frage danach, was diese Phantasie begleitet und motiviert. Darauf habe ich keine Antwort gefunden und die Vermutung ist, dass diese Phantasien von dem motiviert sein könnten, was Marcuse eine „befreite Gesellschaft“ genannt hat, die das Lustprinzip als Realitätsprinzip einsetzt, ohne damit die Kultur zu zerstören. Wenn das so wäre, würde sich der Umweg über die Phantasie durchaus lohnen: Zum einen weil sie selbst nicht unter der Herrschaft des Realitätsprinzips steht und dadurch bereits Lust hervorbringen kann und zum anderen, weil hinter dieser Phantasie ein Potential erwartet werden darf, das bisher noch gar

²⁹ Bataille fasst darunter den Luxus, Trauerzeremonien, Kriege, Kulte, die Errichtung von Prachtbauten, Spiele, Theater, Künste oder die perverse Sexualität.

³⁰ Wesentliche Anregungen für diesen Versuch einer Dezentrierung der klassischen Ökonomie erhielt Bataille bekanntlich vor allem durch den französischen Ethnologen und Dürkheim-Schüler Marcel Mauss, der in seiner berühmten Schrift *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften* (1923/24) gezeigt hat, dass die ökonomischen Prozesse nicht vorrangig durch die Aspekte der Nützlichkeit, des Erwerbs und der Akkumulation von Reichtümern geprägt sind, sondern statt dessen ein kollektiver, ökonomischer und politischer Zwang herrscht, sich gegenseitig Geschenke von oft beträchtlichem Wert zu machen; die radikalste Form dieses Geschenkaustauschs ist der *Potlatch* nordamerikanischer Indianervölker.

³¹ Vgl. Böhme 2002

nicht zum Zug gekommen ist und gemeint ist die Langeweile, die nicht nur, aber auch Aggression und Gewalt zur Folge haben kann. Dennoch oder gerade deshalb schlage ich vor, die Langeweile, das Aproduktive und die Selbstverschwendung als die Grundlage einer „Produktivität“ anzuerkennen, die auf eine Souveränität abzielt, die nicht Macht ausübt, sondern Herrschaftsverhältnisse in Frage stellt, unterwandert und mithin auch den heterogenen Teil der Wirklichkeit zum Ausdruck bringt. Souveränität würde dann jenen Ort bezeichnen, an dem sich historisch-soziologische und ethisch-ästhetische Dimensionen des Denkens und des Handelns berühren.³² Wobei Langeweile als Müßiggang Teil und nicht Gegenpart einer Muße wäre, die sich als Zustand eines experimentalen Nicht-Tuns begreift, das sich in die lange Weile einübt und diese lange Weile gegen den Konsum und jene Formen des Erlebens erprobt, die sehr viel weniger sättigen als beschleunigen und süchtig machen. Souveränität wäre somit ein Ort und Modus des Erkennens, der mit einer Haltung einhergeht, die der Angst vor imaginierter oder realer Knappheit widersteht und sich immer dann ins Spiel bringt, wo man zu spielen beginnt. Das Spiel ist nicht primär unter Effizienz- und Realitätsaspekten zu bewerten, sondern geht darüber hinaus. Dafür steht jedes der vier Beispiele. Als Verschwendungsform schlechthin geht das Spiel nicht vom Mangel, sondern immer schon von der Fülle, dem Überschuss aus und findet auch an Orten statt, die weder vernünftig noch unvernünftig sind, sondern sich der Vernunft entziehen.³³ Das trifft z.B. mit Sicherheit auf die Zinnennordwand zu, in der Alexander Huber gekraxelt und gestürzt ist in einer für Menschen extremen Natur, wo nur noch sich behaupten kann, wer Glück hat, lange genug das Abenteuer gesucht, die Sehnsucht nach dem wilden Leben in eine Form gebracht, den Exzess kultiviert, spielend sich an das *Ultra* gewöhnt hat und bei Bedarf alles aus sich herauszuholen vermag – ein Prototyp für Leistung, die bis zum Äußersten getrieben ihre Doppelstruktur Grundstruktur sichtbar macht: Rekord und Reputation einerseits,³⁴ freie, kreative Verausgabung menschlicher Energie andererseits. Beides ist jedoch, weil es sich

³² Vgl. Bischof 1984, 16

³³ Vgl. insbes. Böhme 1997; Peskoller 1999³ und 2003

³⁴ Der Film, aus dem diese beiden Bilder stammen, war für Alexander Huber der mediale Einstieg als Profibergsteiger und mittlerweile gibt es eine Reihe von Filme wie z.B. Am Limit. Der 42jährige Physiker und Bergführer hat aber auch das Gefahrenpotential gesteigert und erzählt freimütig in *bergundsteigen* 1/10, dabei handelt es sich um die renommiertesten Fachzeitschrift für Risikomanagement beim Bergsteigen, über seine Free Solo Touren als „Klettern in seiner reinsten Form: ohne Seil, ohne Gurt, ohne Sicherung im senkrechten Fels. Free Solo ist die direkte, ungeschminkte Auseinandersetzung zwischen Berg und Mensch, in einer Intensität, wie man sie sonst nicht findet. Nirgendwo sonst zählt die mentale Kraft in einem so überragendem Maß. Hier kann man den Berg nicht mit seiner physischen Kraft besiegen, denn es ist nicht der Berg, den man bezwingt, sondern das eigene Ich. Es geht auch nicht um das ‚besser sein als der andere‘, nicht um Sieg oder Niederlage. Das einzige was zählt, ist das Bestehen vor sich selbst: man begibt sich aus freien Willen in Gefahr, in eine Situation, in der man sich vor sich selbst bewähren muss. Die martialische Auseinandersetzung mit der Schwerkraft – diese Urkraft der Natur – diese Auseinandersetzung mit dem eigenen Kletterkönnen und der eigenen mentalen Kraft ist nirgendwo sonst im Alpinismus so unmittelbar wie beim Free Solo.“

draußen und droben in der Wand, nicht unten und drinnen an einem Schreibtisch oder in einem Atelier abspielt mit einem erheblichen Risiko, genauer einer radikalen, weil auch physischen Selbstgefährdung verbunden. Das sei es aber nicht, wie von den Extremen betont wird, was sie suchen und antreibt. Diese Selbstgefährdung wird nur in Kauf genommen für das starke Gefühl konkreter Freiheit, das mit nichts vergleichbar, gegen nichts zu tauschen sei; es handele sich um einen Zustand höchster Präsenz, der in die Lage versetze, an die Grenze des Leistungsvermögens zu gehen mithilfe einer Praktik, die genau genommen nutzlos sei und seinen Zweck nur in sich selbst trage.³⁵

Die Geschichte des Kletterns ist Teil der Geschichte abendländischer Individualität und arbeitet in aller Schärfe die Geburt eines „autonomen“ Individuums heraus, das sich selbst entdeckt, freisetzt, riskiert und damit an seiner Abschaffung mitwirkt. Es ist eine Geschichte, die weniger prinzipiell als graduell deutlicher als Wandern, Reisen oder das Fitnesstraining zu einem anderen Verständnis von Leistung herausfordert, das mindestens zwei Gesichter hat, die auch nicht auseinander zu dividieren sind und daher eine Reihe von Zwischenformen hervorbringt und noch hervorbringen wird. Diese Zwischenformen lassen, je härtere Züge sie annehmen, eine umso weniger eindeutige Bewertung zu, vorausgesetzt, man geht mit Blick auf das Phänomen und die konkrete Praktik in Distanz zur Moral, die einsetzt, so bald es ums Ganze geht. Spätestens dann bedarf es einer Souveränität, beim Denken ähnlich wie beim Klettern, die der Angst widersteht und nach George Bataille allen Menschen eigentümlich ist. Diese Souveränität bringt sich in einem Akt der Transgression, des Überschreitens der Gesetze, des bewussten Verletzens von Tabus ins Spiel bringt und markiert einen Begriff des Menschlichen, der kein Einfaches und Einheitliches, sondern ein labiles, immer prekär bleibendes Gleichgewicht bezeichnet, das jeden Augenblick bereit ist, sich in Zerrissenheit aufzulösen.³⁶ Was für das Menschliche gilt, soll probeweise auch für die Leistung gelten, vor allem wenn sie abseits der Unterhaltungsindustrie und unter weitgehendem Technikverzicht zustande kam. Somit versteht sich dieser Beitrag als ein Versuch, exemplarisch und so komplex wie möglich jenen „Punkt“ nachzuzeichnen, wo das ambivalente Leistungs- in ein ambivalentes Lustprinzip umschlägt. Das könnte jene Stelle sein, wo das Begehren sich in das Bedürfnis rück- oder ineinander verwandelt, wodurch Verzicht, Geduld, Anstrengung, selbst die Furcht noch zu „genießen“ wäre. Ein seltsamer Gedanke, seltsam genug, um ihn am Ende gegen die Allmacht der ästhetischen Ökonomie vorzubringen und versuchshalber für ihr Gegenstück zu votieren, das wäre dann eine *asthetische Antiökonomie*.

³⁵ Vgl. Peskoller 2007a

³⁶ Vgl. Birschof 1984, 13

Literatur

- Bataille, Georges: Madame Edwarda. in: Das obszöne Werk. Hgg. von M. Luckow. Reinbek b. Hamburg 1977
- Bataille, Georges: Die Erotik. Hgg. von Gerd Bergfleth: München 1994
- „Bellavista“, Filmdokumentation mit Alexander Huber von Heinz Zak; ausgestrahlt im Bayrischen Rundfunk in der Sendung *bergauf-bergab* vom 4.4.2002
- Agnelli, Paolo: Wandel der Freizeitgewohnheiten: Trends und Lebensstile am Beispiel des Südtiroler Tourismus. Innsbruck 1998
- Bachmann, Klaus von, Körper-Intelligenz. In: Geo. Das neue Bild der Erde zum Thema: Bewegungs-Genie Mensch. Wie klug unserer Körper ist. Nr. 8 (1999),14-34
- Becker, C./Hopfinger,H./Steinecke, A.(Hrsg.): Geographie der Freizeit und des Tourismus. Bilanz und Ausblick. Oldenburg Wissenschaftsverlag: München 2004
- Benjamin, Walter: Berliner Kindheit. FaM 1975
- Bilstein, Johannes: Die Bildungsreise. In: Reisen – ein Jahrhundert in Bewegung. Hgg. Von Gabriele Uerscheln und Matthias Winzen. Ausstellungskatalog des Museums für Kunst und Technik des 19. Jahrhunderts Baden-Baden. Snoeck: Köln 2009, 131-160
- Bischof, Rita: Souveränität und Subversion. Matthes & Seitz: München 1984
- Böhme. Gernot: Natur. in: Wulf 1997, 92-116
- Böhme, Gernot: Die Natur vor uns. Naturphilosophie in pragmatischer Hinsicht. Zug 2002
- Böhme, Hartmut: Das Steinerne. Anmerkungen zur Theorie des Erhabenen aus dem Blick des „Menschenfremdesten“. In: Pries 1989, 119-141
- Bühl, Achim: Auf der Suche nach der Muße. Empirische Analysen zum Freizeitverhalten. Lit Verlag: Berlin/Münster/Wien/Zürich/London 2004
- Eichberg, Henning: Sport zwischen Ertüchtigung und Selbstbefreiung. In: van Dülmen 1998, 459-482
- Eurostat/Europäische Kommission: The life of woman and men in Europe. A statistical portrait. Luxembourg: Office für Official Publications of the European Communities 2008. Verfügbar unter: http://epp.eurostat.ec.europa.eu/cache/ITY_OFFPUB/KS-80-07-135/EN7KS-80-07-135-EN.PDF Letzter Zugriff am 19.1.2010, 15.04 Uhr
- Faulstich, W./Knop, K.: Unterhaltungskultur. Fink: München 2006
- Gebauer, Gunter/Kamper, Dietmar/Lenzen, Dieter/MattenklottGert/Wulf, Christoph/Wünsche, Konrad: Historische Anthropologie. Zum Problem der Humanwissenschaften heute oder Versuche einer Neubegründung. Rowohlt: Reinbek b. Hamburg 1989
- Giersch, Ulrich, Der gemessene Schritt als Sinn des Körpers: Gehkünste und Kunstgänge. in: Kamper/Wulf1984, 261-275
- Haring, Marius: das Potenzial der Freizeit. Soziales, kulturelles und ökonomisches Kapital im Kontext der Freizeitwelt Jugendlicher. VS Verlag: Wiesbaden 2010
- Hassler, Katharina M.: Arbeitsorganisation und Freizeitverhalten: Auswirkungen veränderter Arbeitszeit auf die Freizeit. VDM: Saarbrücken 2008

- Hölzel, Sven: Freizeitpädagogik zwischen Gleichgültigkeit und Zwang. Luchterhand: München 1991
- Jullien, François: Über das Fade – eine Eloge. Zu Denken und Ästhetik in China. Merve: Berlin 1999
- Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (Hrsg.), Das Schwinden der Sinne. F/M 1984
- Kamper, Dietmar: Tod des Körpers – Leben der Sprache. Über die Intervention des Imaginären im Zivilisationsprozeß. In: Gebauer/Kamper u.a. 1989, 49-81
- Leroi-Gourhan, André: Hand und Denken. in: Kamper/Wulf 1984, 227-233
- Liebau, Eckart/Peskoller, Helga/Wulf, Christoph (Hrsg.): Natur. Pädagogisch-anthropologische Perspektiven. Beltz: Weinheim/Basel/Berlin 2003
- Liesmann, Konrad Paul: Freizeit als Arbeitszeit. Über die Vernichtung der Muße in der Moderne. IN: Zeit und Geschichte 2002, 227-239
- Mandy, Günther: Konsumgesellschaft, Freizeitverhalten und Werbung: ein deutsch-amerikanischer Vergleich. VDM Verlag: Saarbrücken 2007
- Mehden, Heilweg von der: Und was tun, wenn nichts zu tun ist? Von den Freuden und Leiden der Freizeit. Herder: Freiburg 1998
- Nerlich, Michael: Abenteuer oder das verlorene Selbstverständnis der Moderne. Von der Unaufhebbarkeit experimentalen Handelns. Gerling Akademie Verlag: München 1997
- Opaschowski, Horst: Einführung in die Freizeitwissenschaft. VS: Wiesbaden 2008
- Opaschowski, Horst: Psychologie und Soziologie der Freizeit. Leske + Budrich: Wiesbaden/Opladen 1988
- Opaschowski, Horst: Xtrem. Der kalkulierte Wahnsinn. Extremsport als Zeitphänomen. Germa Press: Hamburg 2000
- Peskoller, Helga, BergDenken. Eine Kulturgeschichte der Höhe. Wien 1999³
- Peskoller, Helga, extrem. Wien/Köln/Weimar 2001
- Peskoller, Helga: Wider die Vernunft. in: Liebau/Peskoller/Wulf 2003, 51-56
- Peskoller, Helga (a), Augenblicke unmöglicher Freiheit. Eine Nachschreibung am Beispiel Eiger-B.A.S.E. In: Peskoller/Ralser/Wolf 2007, 53-75
- Peskoller, Helga (b), vermessen. in: Schuhmacher-Chilla/Wirxel 2007, 81-92
- Peskoller, Helga (c): Biwak - Zustände des Untätigseins. In: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. *Muße*. Band 16 (2007), Heft 1, 113-125
- Peskoller, Helga: Außer Gewohnheit. Subjektive Ent- und Absicherung in extremen Lebenslagen. In: Wolf/Rathmay/Peskoller 2009, 199-218
- Peskoller, Helga/Ralser, Michaela/Wolf, Maria A. (Hrsg.): Texturen von Freiheit. uip: Innsbruck 2007
- Pries, Christine (Hrsg.): Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn. VCH: Weinheim 1989
- Schmitz-Scherzer, R.: Sozialpsychologie der Freizeit. Kohlhammer: Stuttgart 1985
- Schuhmacher-Chilla, Doris/Wirxel, Julia (Hrsg.), Maß oder Maßlosigkeit. Kunst und Kultur der Gegenwart. Oberhausen 2007

- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Campus Verlag: FaM 2005
- Wiechens, Peter: Bataille zur Einführung. Junius: Hamburg 1995
- Wolf, Maria.A./Rathmayr, Bernhard/Peskoller, Helga (Hrsg.): Konglomerationen – Produktion von Sicherheiten im Alltag. Theorien und Forschungsskizzen. transcript: Bielefeld 2009
- Wulf, Christoph (Hrsg.): Vom Menschen. Handbuch der Historischen Anthropologie. Beltz: Weinheim/Basel 1997
- Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg: Die Muße. Vergessene Zusammenhänge einer idealen Lebensform. In: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. *Muße*. Band 16 (2007), Heft 1, 9-11
- Zellmann, Peter/Opaschowski, Horst, Die Zukunftsgesellschaft. Und wie wir in Österreich mit ihr umgehen. Wien 2005